



Der letzte Wahnsinnige

... des deutschen Journalismus: der Wiener Feuilletonist **Helmut Schödel**. Heute Abend erhält er im Literaturhaus den Ben-Witter-Preis

„Schreiben ist eh eine einsame Tätigkeit, das kann ich nicht auch noch allein machen“, sagt Schödel. Deshalb schreibt er meist beim Weißbier im Kaffeehaus Foto: Bodig

JOACHIM MISCHKE

HAMBURG :: „Helmut Berger war, wo wir nie sein werden.“ Das ist so ein typischer Helmut-Schödel-Satz, auf den man neidisch sein muss, weil er so klar ist und so alles sagend. So voller Sehnsucht auch. Schödel war für eine seiner Porträt-Reportagen mit der Schauspieler-Legende und dem kaum weniger kapriziösen Peter Kern unterwegs gewesen. Von Salzburg, wo der einst begehrteste Männerdarsteller der Welt wieder bei Mutti wohnt, nach Prag, bei einem Filmfestival einen Preis fürs Lebenswerk abholen, das daraus bestand, neben einer Personalunion aus Viscontis Ludwig II. und Kaiserin Sissi immer und überall Helmut Berger zu sein. Es war eine Reise am Abgrund entlang, tragikomisch und anrührend. Schödel war da, wo wir nur mit viel Glück sein werden. Oder mit viel Pech.

Schödel sei einer der letzten großen Wahnsinnigen des deutschen Journalismus, schreibt einer, der es wissen muss, „Freitag“-Herausgeber Jakob Augstein, im Vorwort eines Reportage-Büchleins, das man genüsslich leer naschen sollte wie eine Praliné-Schachtel.

Jetzt ist Schödel aus seiner Wahl- und Qual-Heimat Wien nach Hamburg gekommen, den Ben-Witter-Preis abholen, der einmal im Jahr im Gedenken an den „Zeit“-Journalisten an besonders eigene Edelfedern verliehen wird.

Optisch ist Schödel eine Mischung aus spätem Johannes Brahms mit Brille und spätem Helmut Qualtinger mit entsprechendem Spaß am gehobenen

Granteln über alles und jeden. 62 ist er mittlerweile, „der Altersfrohsinn hat begonnen, die Tragödie ist vorbei“.

Mit Hamburg fing alles für Schödel an. Er hatte drei Monate Erfahrung in der „Frankenpost“-Lokalredaktion in Hof vorzuweisen, als er sich dachte, ich melde mich beim Theaterkritiker Benjamin Henrichs im „Zeit“-Feuilleton, den las er gern. Da wollte er hin. Nach einigen Wochen Stille kam die Antwort, zwei Theateraufführungen in München zum Probeschreiben. Schödel wurde angestellt, bekam mit 26 einen Autorenvertrag bei der „Zeit“. An seinem Porträt über Einar Schleef feilte er vier Monate. Das waren noch Zeiten. Schödel lieferte rund 20 Jahre Feines und Gemeines, bis ihn die damalige Kulturchefin Sigrid Löffler 1997 rauskegelte.

*Soll ich's verschweigen,
die Sauerei?*

**Helmut Schödel, Autor und
Kritiker in Wien, über
missratene Theater-Premieren**

Einfach hat er es sich mit dem Schreiben nie gemacht, weder sich noch seinen Themen. Schödel gilt als schwierig, was man, wenn man ihm in Fleisch und Blut begegnet statt nur schwarz auf weiß, kaum glauben mag. „Schödel ist ein Name, ein Titel und ein Beruf“, sagt er. „Die Debattenhuberei macht das Feuilleton kaputt. Ständig wollen ir-

gendwelche Eierköpfe etwas loswerden. Haben alle vergessen, dass es mal Autorenjournalismus gab?“, sagt er. Und dass Künstler sich ja gern austoben können, wo sie wollen. „Aber nicht, wenn ich arbeite.“

Zu einem durchschnittlichen Leben konnte er keine Beziehung finden

Diese Arbeit am lebenden Objekt findet, wie es sich für einen Autor in Wien gehört, im Kaffeehaus oder in der Kneipe statt, im 2. Bezirk, per Hand. „Schreiben ist eh eine einsame Tätigkeit, das kann ich nicht auch noch allein machen.“ Da kennt man ihn, da gibt es sein Weißbier und einen Platz für den Hund, da besäuselt man ihn mit dieser typisch wienerischen Servilität und mit „Herr Professor ...“ schon beim Reinkommen. „Neid, Missgunst, Tücke gehören da einfach zum Leben. Die Wiener denken schon zum Frühstück darüber nach, wem sie was antun können. Ich muss alle drei, vier Wochen raus“, stöhnt Schödel beim Gedanken daran, „sonst zieh ich mein Operettenkostüm an und fang an zu singen.“

Eine gewisse Hassliebe also scheint sein Leben zu durchziehen. Hassliebe zum Theater – „Soll ich's verschweigen, die Sauerei?“, wenn mal wieder was in der Burg in die Hose ging und er dennoch für die „Süddeutsche Zeitung“ oder den „Freitag“ den Schadensbericht zu schreiben hat – und zu den selbstbesoffenen Mittelprächtigen und den Bleichen, von denen es in der Kultur wimmelt, aber nicht nur dort. „Das waren für mich die Verrückten. Die ande-

ren, die so bezeichnet werden, das sind für mich die Normalen. Leute mit einem eigenen Weg, mit einer definierenden Kraft. Mit Mut zum Risiko. Unterscheidbare. Die lohnt es zu beschreiben. Die geben ein Beispiel.“

Zu einem durchschnittlichen Leben, sagt Schödel, konnte er als depressiver Mensch keinerlei Verbindung finden, „wegen der Routine“. „Wenn sich etwas ständig wiederholt, geht bei mir das Licht aus.“ „Deswegen wollte ich Leben recherchieren, um zu sehen, wie es andere machen, die es können – ein Leben riskieren, etwas damit anfangen. Die Recherche als Ziel und Ausweg, deswegen bin ich Journalist geworden. Ich hab mehrere Leben gehabt statt keines, was sonst wohl der Fall gewesen wäre.“

Das aktuelle Buch, ein Best-of der vergangenen Jahre, hat Schödel ein wenig die Lebensplanung verhaselt. Eigentlich sollte zunächst eine Art Bauernkrimi erscheinen, der in Niederösterreich spielt. Aber bevor jetzt die Feuilleton-Kollegen hellhörig werden: Nein, es wird keine virtuos zerschnitzelte Literaturkritikerin aus Österreich darin vorkommen. Keine späte Rache also, das wäre zu viel der Ehre, Schödel ignoriert nachträglich viel lieber. Der Arbeitstitel? „Freiheit, Menschenrechte, Amoklauf. Ein Leben auf dem Lande“. Klingt echt Schödel.

Ben-Witter-Preis-Verleihung heute, 19.30 Uhr, Literaturhaus, Schwannerwik 38. Die Laudatio hält Jakob Augstein. Eintritt frei
„Der Wind ist ein Wiener. Reportagen für morgen“ Müry Salzmann, 173 S., 19 Euro